

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Evangelisches Kirchen- und Volksblatt. 1877-1919 1871**

7 (12.2.1871)

# Evangelisches Kirchen- und Volksblatt

für das

## Großherzogthum Baden.

Wöchentlich einen halben Bogen.  
Durch alle Postämter und Buch-  
handlungen zu bestellen.  
Inserate: die gespaltene Petit-  
zeile 3 kr. = 1 Sgr.

Preis halbjährlich 1 Gulden  
ohne Postzuschlag. Im Buchhandel  
halbjährlich 1 fl. 15 kr. = 25 Sgr.  
Preis einer Nr. 3 kr.

N<sup>o</sup> 7.

Sonntag, den 11. Februar

1871.

Inhalt: Paris. — Briefe aus dem Feldlazareth. VI. — Correspondenzen. — Aus dem Kriege. — Aus der Bücherwelt. — Anzeigen.

### Paris.

Paris, der Mittelpunkt, das Haupt und Herz Frankreichs, hat sich dem deutschen Heere, dem deutschen Kaiser ergeben. „Dies ist der erste segensvolle Lohn für den Patriotismus, den Heldenmuth und die schweren Opfer. Ich danke Gott für diese neue Gnade. Möge der Frieden bald folgen“, mit diesen kerndeutschen Worten verkündet der erhabene gefaltete Heldengreis der Welt das große Ereigniß.

Aber Paris ist nicht nur die Hauptstadt Frankreichs, es ist wirklich — was der hochmüthige Franzose so sehr betont — seit wenigstens zwei Jahrhunderten eine Weltstadt, der Mittelpunkt des europäischen Festlandes, der Inbegriff der Bildung, der Macht, des Glanzes dieser Welt in unserer Zeit. Darum ist der Fall von Paris ein Weltereigniß, von der höchsten Bedeutung auch für die zukünftige Entwicklung des Reiches Gottes. „Der ganze Verlauf dieses Krieges gegen Frankreich wird auf lange hinaus eine Fundgrube für ernste Studien sein; Naturwissenschaft, Völkerpsychologie und Politik erhalten darin ein reiches Material zu geistiger Verwertung, und das christliche Gemüth, das gern in stillem Sinnen den Gedanken Gottes nachgeht und seine Gerichte wie seine Gnadenweisungen andächtig betrachtet, findet eine fast überwältigende Fülle von Stoff zum Nachdenken.“ Besonders der Fall von Paris erweckt solche Gedanken.

Es ist nicht etwa die äußere rohe Waffengewalt, die höhere Kriegskunst, welche den Sieg über die großstädtische Feinheit und Eleganz erungen hat, als die Wagenburg um die ungeheure Stadt geschlagen wurde und dieselbe an allen Orten geängstigt wurde, während die übrige Welt erschauert und entsetzt zuschaute, sondern es sind im tiefsten Grunde zwei Geistesmächte im Kampfe sich gegenüber gestanden, die Vertreter und Träger der christlich-sittlichen Ideen, der Gerechtigkeit, der Wahrhaftigkeit, der wahren Freiheit, der wahren Geistes- und Herzensbildung gegen die Vertreter und Träger des gottentfremdeten Weltgeistes, der glänzenden, stolzen aber sittlich unmächtigen Weltbildung. Darum erkennen wir in dieser Entscheidung ein heiliges Gottesgericht, was wir nicht in schadenfreudem Uebermuth, sondern in tiefer Beugung, mit Zittern aussprechen.

Unwillkürlich ruft uns die Belagerung und Aengstigung der Stadt, die große Noth und Verwirrung, die tiefe Demüthigung, die sie mit ihrem Jules Favre an der Spitze erfahren, eine Reihe von Drohsprüchen und Weissagungen, besonders in den alten Propheten und in der Offenbarung Johannis \*) in das Gedächtniß. Die Bezeichnung solcher Aussprüche über Babel und über das abgöttische Jerusalem sind gewiß nicht müßige Spielerei oder gar Mißbrauch der heiligen Schrift, sondern sind recht verstanden eine berechtigte Auslegung und Anwendung der ewigen Gotteswahrheiten auf das widergöttliche, in mannigfaltiger Form in der Geschichte bis zum Antichristenthum sich zuspitzende Weltwesen. Selbst die vom christlichen Geist nur noch angehauchte gebildete Welt nennt in den politischen Zeitungen Paris „das moderne Babel“, wenn sie den passendsten Namen für diese Weltstadt finden will.

Wie Paris als Weltstadt und Hauptstadt Frankreichs der Inbegriff, die concentrirte Vereinigung und Blüthe des französischen Geistes, ja des modernen Weltgeistes ist, so ist die furchtbare Niederlage, ist die tiefe Demüthigung und Entwerthung, die Frankreich und besonders das stolze Paris in diesem Kriege erlitten hat, ein Gottesgericht über den Babelsgeist, über die so auffallend hervortretenden Weltlinden.

Kein Land, keine Stadt der europäischen Christenheit hat so furchtbare Blutschulden gegen die Bekenner des Evangeliums und gegen die Vertreter der göttlichen Ordnungen auf sich liegen, als Frankreich, als Paris. Mögen Spanien, Italien und Oesterreich auch in dieser Hinsicht viel gesündigt haben und trotz aller Geduld Gottes schon schwer unter dieser Schuld leiden, so reichen sie doch nicht an die langjährigen Verfolgungen der Waldenser, an die entsetzliche Frevelthat der Pariser Blutwoche, an die furchtbaren Kämpfe und Bedrückungen der Hugonotten, an die barbarischen Dragonaden unter Ludwig dem XIV., an die entsetzlichen Greuel und Gotteslästerungen der Revolution unter Marat und Robespierre, an die Straßenkämpfe und Decembertage unseres Jahrhunderts. Große Warnungsgerichte sind schon über Frankreich ergangen, besonders durch die Gottesgerichte in Rußland, bei Leipzig und bei Waterloo. Aber die Seelen der Ermühten unter dem Altar schreien noch immer mit großer Stimme über das unbussfertige Frankreich und

\*) Der Leser vergleiche z. B. die Zusammenstellung solcher Aussprüche in den Schriften von Albrecht Thoma, der Krieg von 1870. Karlsruhe, Gutsch, 1870. Seite 66—71.

Paris: „Herr, du Heiliger und Wahrhaftiger, wie lange rüdest du und rädest nicht unser Blut an denen, die auf der Erde wohnen!“ „Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein: ob aus Langmuth er sich säumet, holt mit Schärfe Er Alles ein!“

Das innerste Wesen des widergöttlichen Weltgeistes ist der frevelhafte Hochmuth und Trog, der über das göttlich bestimmte Maas und über die Rechte anderer Menschen, anderer Völker sich erhebt. Frankreich und besonders Paris ist eine Verkörperung dieses Hochmuthes, wie er seit Babel und dem alten Rom noch nie in der Geschichte sich in diesem Maas gezeigt hat. Als die „große Nation“ sowohl in der Politik als auch in der Weltliteratur und Mode den Ton in der Welt anzugeben, war recht eigentlich zum Nationalkultus geworden, und in der widerwärtigsten und frevelhaftesten Weise hat sich dieser Anspruch in der Veranstaltung dieses Krieges, und während des Krieges in den großsprecherischen Redensarten und „Verproklamirungen“ der kaiserlichen wie der republikanischen Gewalthaber und Heerführer ausgesprochen. Darum mußten Frankreich und Paris auch diese furchtbaren Schläge, diese unerhörten Niederlagen und Demüthigungen von Orléans und Metz, von Sedan und Paris, in der West- und Nord- und Ostarmee erfahren, und darum mußten alle ihre Größten, die kaiserlichen wie die republikanischen, Napoleon und seine Generale, Jules Favre, Trochu, Gambetta, Bourbaki und Ducrot, sammt dem alten Garibaldi — nicht etwa mit Ehren fallen, sondern so jämmerlich entwürdigt und zum spöttlichen Schauspiel der Welt werden. Das ist Gottes Finger!

Was die Welt an geistreichem und raffiniertem Lebensgenuss, an Köstlichkeit der Lebensbequemlichkeit, an Befriedigung der feineren und größeren fleischlichen Triebe nur bieten kann, hatte seinen Sammelpunkt, seine höchste Darstellung in der Weltstadt an der Seine. Darum wurde dieselbe als die unverhüllte und doch wieder den Einzelnen verbergende Stätte der Sittenlosigkeit von den Einen gefürchtet, gemieden, von den Andern aufgesucht. Was in anderen Städten, besonders in den Großstädten, ebenfalls in reichem Maße in dieser Hinsicht vorkommt, war doch nicht zu vergleichen, oder war nur ein schlechtgelungenes Abbild von dem sittenlosen Treiben in dem modernen Babel. Darum mußte aber auch gerade in dieser Stadt die Noth so groß werden, daß der Borrath des Brodes weggenommen wurde, daß sie vor Schreden wie die Trunkenen taumelten und die prächtige Krone ihrer lieblichen Herrlichkeit wie ein welker Kranz zur Erde fiel, und Klage statt der rauschenden Musik, ein Strick für einen Gürtel, eine Glage für krauses Haar und für einen weiten Mantel ein enger Saak angethan werden mußte.

Dieser Weltgeist bringt eine Art Bildung und Gesittung, Feinheit und Eleganz hervor, die in blendendem Glanz und Täuschung den natürlichen Menschen bezaubert, aber im tiefsten Wesen ist dieser Weltgeist mit seiner Civilisation Lüge und Tod. „Nimm den äußeren Laß von einem „civilisirten“ Franzosen weg und der ächte Turko steht vor dir“, ist ein bitteres aber leider vielfach zutreffendes Sprichwort in dem Munde unserer Truppen geworden. Eine großartige Lügenhaftigkeit in der Presse, in den Proclamationen, in den Einrichtungen, in der Heeresausrüstung, in den Schlachtberichten, kurz im ganzen Staats-, Kirchen- und Volksleben hat sich in grauenvoller Weise von Anfang des Krieges an geoffenbart bis zum Ende. Darum nennen wir den ganzen Krieg und besonders den Fall von Paris ein Gottesgericht!

Wenn wir mit Zittern dieses Urtheil sprechen, so reden wir natürlich nur von dem herrschenden, tonangebenden Geiste in Frankreich, in Paris, über dem sich das Gottesgericht geoffenbart hat. Daß auch viele Lebenskräfte von Gott auch in diesem Volke noch vorhanden sind, daß der Herr sein Volk auch in Frankreich noch hat, ja daß dieses furchtbare Gericht nach der Absicht Gottes ein Gnadengericht, eine heilsame Demüthigung zur wahren Erhöhung sein soll, das wird damit nicht in Abrede gestellt. Ja wir möchten gerade in der verhältnißmäßig günstigen und freundlichen Capitulation von Paris, sowie in dem großen Einfluß, den deutscher Geist und deutsche Zucht auf Frankreich (durch unser Heer in Frankreich und durch Frankreichs Heer in Deutschland) gewinnt, ein Gnadenzeichen Gottes erkennen, daß er noch Friedensgedanken mit diesem Volke hat. Es hat uns trotz starker französischer Färbung mit einiger Hoffnung erfüllt, als wir in einem Brief des evang. Pfarrers Fisch von Paris vom 11. Januar d. J., also noch während der Belagerung, über die Stimmung in Paris lasen: „Dieses arbeitsvolle, zerstreute, frivole Paris hat sich in ein Lager verwandelt. Keine Arbeit, keine Vergnügungen mehr. Eine einzige Leidenschaft ist an die Stelle aller andern getreten, die Liebe zum Vaterland. Von Tag zu Tag hat dieses Gefühl sich ge-

relnigt und ist verständig und stark miteinander geworden. Die Aufregungen der Demagogen werden durch die öffentliche Verachtung niedergeschlagen. Die Bürger selber haben einen rothen Anschlag, der zur Ausübung aufforderte, zerissen. Mir ist in der That diese Stadt in Trauer tausendmal lieber, als diejenige, welche im vergangenen Jahre ihren Glanz entfaltete. Man kehrt am Abend in seine Behausung zurück, immer wie es sich von selber versteht zu Fuß, denn die Droschkenpferde sind ausgezehrt worden und auch mit den Pferden der Omnibus wird es jetzt so gehen. Da wandelt man in abendlicher Stunde mit Vorsicht und auf jeden Schritt achtend, um auf dem Trottoir keinen Schritt zu thun; denn die noch aufgestellten Petroleumlampen sind zu weit von einander entfernt, um die Dunkelheit erleuchten zu können. Die Straßen sind verlassen, aber man hat nichts zu fürchten. Seit der Belagerung wird in Paris nicht mehr gestohlen. O wie thut es wohl, sich unter der mächtigen Hand Gottes zu fühlen, welche uns durch den Feuerofen gehen läßt, um etwas Neues aus uns zu machen. — — — Zu Anfang des Jahres haben wir die Gebetswoche gefeiert. Es war uns süß, uns in Gemeinschaft zu fühlen mit unseren Brüdern in der ganzen Welt und besonders mit Euch, ihr Brüder in Frankreich, welche ihr mit uns in der Trübsal seid und mit uns um Rettung seht. Wir haben es empfunden, wie wohlthuend es war, für einen Augenblick unsere Leiden zu vergessen, um zu beten für alle Kirchen und für alle Völker, ohne dasjenige zu vergessen, welches gegen uns einen so ungerechten und so barbarischen Krieg führt (hier redet leider der verblendete französische Geist). Einige dieser unserer Versammlungen sind trotz der Kälte unserer Versammlungsorte, die wir nicht mehr heizen können, recht lebendig gewesen. Wir werden nie diejenige vergessen, welche am Freitag in der Schule der Luxemburger Kapelle mitten im Bombardement gehalten wurde. Wir lasen diesen Brief im „Basler Volksboten“ und in derselben Nummer 5 ist eine Erinnerung an den edeln, im Laufe des Januar in Trogen in Appenzell verstorbenen Ulrich Zellweger, welcher neben seinen großen Bank- und Fabrikgeschäften auch viel für die Arbeiten im Reiche Gottes that, z. B. das Appenzeller Sonntagsblatt herausgab. Von diesem heißt es: „Er hatte, als er nach Paris kam, seinen Gott gefunden und sein Wort lieb gewonnen. So fand er hier auch Gefallen an Liebeswerken, wie die besprochenen in St. Marcel und die kirchliche Mission waren, und in der Gemeinschaft mit Männern Gottes, wie sie Paris in sich faßte, wuchs auch sein Glaubens- und Liebesleben.“ Das ist auch eine Hinweisung auf Paris und dieser Art könnten tausende aufgewiesen werden, und ein Meyer, ein Adolph Monod und Andere sind und bleiben unvergessen in Deutschland.

Wie wir mitten in dem fürchterlichen Gottesgericht über Frankreich und Paris dennoch hoffnungsreiche Blicke dahin richten, so wollen wir auf der anderen Seite nicht unterlassen, unser deutsches Volk in Stadt und Land zu warnen, daß es Babels Art und Geist, wie Gott ihn in der Geschichte und in der Weissagung richtet, nicht überhand nehmen und herrschen lasse. Denn sonst ist das Gericht, das über Frankreich ergangen ist, nur ein Vorbild von dem viel schwereren, das über uns ergehen wird. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

**Briefe aus dem Feldlazareth.**

VI.

Soissons, den 20. Januar 1871.

Lieber Freund!

Schon längst hegte ich den Gedanken, Ihnen auch über unsere Feldpost einige Mittheilungen zu machen. Denn mit diesem für uns hier im Felde ganz unentbehrlichen Institut, dessen segensreiche Wirksamkeit schon aus der Aufgabe, für so viel Hunderttausende die Verbindung mit der Heimath zu unterhalten, leicht zu ersehen ist, kommt der Lazarethpfarrer in vielfache Berührung. Mit Hilfe der Feldpost gelingt es mir nicht selten, die trübenden Gedanken eines Verwundeten zu vertreiben, oder das sorgenvolle Antlitz eines Erkrankten, zumal wenn er Weib und Kinder dabei hat, aufzuheitern, oder die unerträgliche Langweile der Genesenden aus den Krankensälen zu verbannen. Daher bildet auch ein regelmäßiger Gang auf das hiesige Feldpost-Relais nicht nur in meinem Interesse, sondern auch in dem meiner Pflegebefohlenen einen, wenn auch sehr bescheidenen Theil meiner täglichen Berufsarbeit. Gestern nun war ich vergebens zur Post gegangen, mit vollen Taschen zwar ging ich hin, aber mit leeren kam ich wieder. Der Eisenbahnzug, welcher uns unsere Correspondenz aus der Heimath bringt, fand bei Commercey neben den Schienen, denn in Folge französischen Frevels war er entgleist. Ein solcher Unglücksfall, der ja leider nicht vereinzelt dasteht, sollte schon hinreichen, um jeden, der so rasch bei der Hand ist, über die Feldpost und ihren Betrieb Beschwerde zu führen, weil ein Brief nicht zur erwarteten Zeit ankommen will, zur Besonnenheit im Urtheil zu führen. Denn die Schwierigkeiten, mit welchen die Post im Felde zu kämpfen hat, sind mitunter ganz enorm, die freilich derjenige nicht in Anschlag zu bringen versteht, welcher den Krieg nicht aus eigener Erfahrung kennt und daher an einem bis auf die Minute geregelten Postdienst gewöhnt, sich leicht träumen läßt, daß sich dies auch im Felde so einrichten und durchführen ließe. Obwohl von den Paqueten, welche mir aus der Heimath durch die Feldpost nachgesendet worden sind, keine in meine Hände gelangt ist, mit Ausnahme der kleineren Cigarrensendungen, die ich nach wie vor für unsere Verwundeten richtig und mit großem Dank erhalte, obwohl die Feldpost gerade in der Zeit, in welcher ich begründete Ursache hatte, mit einiger Besorgniß an die Meinigen in der Heimath zu denken, mich 14 Tage lang mit allen Briefen völlig im Stich ließ, so trete ich doch mit aller Entschiedenheit für sie ein, weil ich es mit meinen eigenen Augen gesehen habe, welche Hindernisse sich einem regelmäßigen Betrieb im Felde in den Weg stellen. Vor Corbeil begegnete ich dem dreispännigen Brief-

postwagen. Ich erinnere mich noch recht gut aus meiner Kindheit, wie die weißen Postwagen, welche meine Vaterstadt passirten, einen kleinen weißen Spighund als Wächter oben auf dem Dach mit sich führten, welcher sein beschränktes Territorium fleißig abpatrouillirte und durch sein unaufhörliches Klaffen die Aufmerksamkeit von uns Knaben auf sich zog. Hier auf dem Feldpostwagen war der „Posthuf“ durch vier bayerische Jäger vertreten, welche da, wo sonst die schweren Reiterkoffer untergebracht werden, Platz genommen hatten und nach allen vier Himmelsrichtungen sorgsam ausschauend die Büsche stets im Anschlag hielten, um dem im Gebüsch lauernden Buschschlepper zuerst einen bleiernen Gruß zuzufügen. Von Corbeil bis Logny wurde ich mit der leeren Paquetpost bedient, welche mit 40 Postwagen dorthin zurückkehrte, um sich mit neuen Paqueten zu besetzen und dieselbe über neubüchsig wieder hergestellte, gesprengte oder neu aufgefahrene Ponton-Brücken auf längst durch Munitions- und Proviant-Colonnen tief ausgefahrenen Wegen nach Corbeil überzuführen. Der Bahnhof in Corbeil, etwas kleiner wie der Karlsruher, war schon mit solchen Säcken in allen seinen Räumen bis unter das Dach angefüllt und auf dem Perron lagen sie in großen Häufen aufgeschapelt; aber in Logny hatte die Post noch die kleine Zahl von 6000 Stück aufzuarbeiten und auf den eben beschriebenen Wagen zu befördern. Drei Briefe hatten mich auf dem Kriegsschauplatz vergebens gesucht, weil meine Adresse sich mittlerweile geändert hatte. Es blieben aber dieselben nun nicht in irgend einer Ecke liegen, sondern nach einigen Wochen kamen sie zusammen richtig wieder heim, als unbestellbar in die Hände des Aufgebers nach Karlsruhe zurück. Ja die Feldpost macht gewaltige Anstrengungen, um die ihr gestellte schwierige Aufgabe zu lösen, und diejenigen thun ihr Unrecht, welche sie einer tadelnden Kritik unterziehen. Ich für meinen Theil zolle ihr alle Anerkennung, um so lieber, da sie mir bei meiner Arbeit in den Lazarethen tüchtig unter die Arme greift, nicht nur mit der ziemlichen Anzahl von Zeitungen, welche sie mir täglich für unsere Verwundeten liefert, den Cigarrensendungen, welche sie mir vermittelt, sondern auch noch auf andere Weise.

Bei meiner Wanderung durch die Krankensäle bleibe ich bei einem Krankenbett stehen. Der Patient verräth mir nicht nur durch seinen trübenden Gesichtsausdruck, sondern auch durch seine Antworten, daß ihn etwas Besonderes drückt. Ich brauche nicht lange zu forschen, so weiß ich, daß er um seine Angehörigen in der Heimath in Sorge ist, weil er schon seit Wochen ohne alle Nachricht von denselben ist. Schreiben kann er nicht, weil entweder ein Schuß seine Hand gelähmt hat, oder sein Zustand überhaupt es nicht gestattet. Wollte ich hier nur trösten und zum Gottvertrauen ermuntern, würde ich mein Amt doch nur halb thun, um so mehr, da es ja ein ganz einfaches Mittel gibt, diesen Sorgenstein in kurzer Frist zu heben. Daher nehme ich mein Notizbuch zur Hand, notire mir die genaue Adresse und die besonderen Anliegen des Kranken und wenn ich dann nach einiger Zeit auf die freilich sich täglich wiederholende Frage: „Ist noch kein Brief angekommen?“ eine Antwort auf mein Schreiben einhändigen kann, dann glättet sich das Gesicht, die Schmerzen werden viel leichter ertragen, der Kranke wird „fröhlich in Hoffnung.“ Diese erfreuliche Umwandlung und Zustand des Kranken hat die Feldpost vermittelt. Wenn erst einmal die Patienten merken, daß der Lazarethpfarrer auch Briefe schreiben kann, dann ergeht namentlich bei Schwerkranken und schwer Verwundeten selten ein Tag, an welchem mein Notizbuch nicht einige Adressen mehr aufnimmt. Der Lazarethpfarrer wird zum Lazareth-Correspondenten und nimmt deshalb den Dienst der Feldpost am meisten in Anspruch, weshalb es auch ganz in der Ordnung ist, daß derselbe ihr seine Anerkennung für geleistete Dienste nicht vorenthält. Die Anliegen, welche durch diese Briefe ihre Erledigung finden sollen, sind mannigfacher Natur. Der Eine schwadhet nach Nachricht von seinen Angehörigen, der Andere will den Seinigen von seiner Verwundung und seinem Zustand die erste Nachricht geben. Hier ist ein Sohn, dem es auf seinem Krankenbett auf einmal schwer auf's Gewissen fällt, daß er seine um ihn gewiß sehr bekümmerte Eltern seither so sehr vernachlässigt hat, weil er während des ganzen Feldzuges nicht ein einziges Mal an sie geschrieben, und läßt nun durch den Lazarethpfarrer Vater und Mutter um Verzeihung bitten. Ein Anderer sorgt schon wieder für die Zukunft und bittet um Geld. Ein Anderer gedenkt seiner noch vor dem Feinde stehenden Kameraden, und läßt ihnen durch einen Brief an seinen Hauptmann einen herzlichen Gruß und ein „Gott behüt Euch“ senden u. s. f. Ich erinnere mich noch eines Schleswigers, der durch die Ruhr zum Skelett abgemagert sehr elend auf seinem Bette lag. Wochenlang habe ich zwischen diesem und seiner Frau die Correspondenz geführt. Ich schrieb deutsch, die Frau antwortete dänisch. Ich sehe noch das vor Freude strahlende Gesicht, wenn ich ihm einen Brief einhändigen konnte, das mich für meine geringe Mühe mehr als reichlich belohnte. Hier liegt noch ein armer Schäfer aus Ostpreußen an einer Wunde, die quer über den Rücken läuft, mit einem zwei Fuß langen Schußkanal. Der arme Mann sah gar trüb in die Welt hinein und als er etwas Jutrauen zu mir gefaßt hatte, klagte er mir sein Leid, daß er dadurch ein Weib mit vier Kindern habe, für welche er bis zum November 5 Thaler habe ersparen können, um ihnen zur Beschaffung des täglichen Brotes nach Kräften behülflich zu sein. Bei seiner Verwundung in der Schlacht bei Amiens habe er aber auf dem Schlachtfeld mit seinen übrigen Effecten auch diese mühsam ersparte Summe eingebüßt und er sei nun über die hülflose Lage seiner Familie sehr bekümmert. Hier half ein einfacher Feldpostbrief nichts. Aber glücklicherweise hatte ich vier Gulden in der Tasche, welche mir ein Freund aus Karlsruhe zu beliebiger Verwendung mitgegeben hatte. Zu zwei Thalern, welche ich dieser Summe entnehmen durfte, legte ein anderer Freund den dritten, und der in diesem Falle sehr empfindliche Verlust auf dem Schlachtfeld war einigermaßen gedeckt. Acht Tage nach Weihnachten übergibt mir der arme Schäfer einen Brief seiner Frau, in welchem sie ihm die gerade auf Weihnachten angelommene Geldsendung unter heißem Dank gegen die beiden Geber mittheilt und hinzufügt, daß sie für ihre halbnackten Kinder nun Winterkleider habe beschaffen können. Das Antlitz meines Kranken wurde heiterer und der l. Freund aus

Karlsruhe ist mit dieser Verwendung seiner mir anvertrauten Liebesgabe wohl einverstanden.

Aber nicht immer bin ich in der glücklichen Lage, durch meine Lazareth-Briefe hier oder daheim Sorgen wegzunehmen und Freude hervorzurufen. Ich kann es mir nur zu gut denken, wie sie nicht selten unter bitteren Thränen werden gelesen werden, wenn sie nämlich eine Trauerbotschaft enthalten. Es ist für die Platerbliebenden allzu hart, wenn sie von dem Tod eines Sohnes oder des Vaters durch den vom Bürgermeister nach mehreren Wochen erst überreichten amtlichen Todenschein die erste und vielleicht auch einzige Kunde erhalten und in wie viel tausend Fällen wird dies kaum anders möglich sein. Daher eile ich, wenn ich eine sichere Adresse habe erfahren können, dieser amtlichen Mittheilung durch einen Feldpostbrief gewöhnlich voraus. Kann ich in den letzten Stunden bei dem Sterbenden sein, dann besuche ich ihn zu fragen, ob ich seinen Angehörigen von seinem Befinden Nachricht geben soll, und ob er noch ein besonderes Anliegen, einen letzten Wunsch für seine Eltern oder für sein Weib mir anzuvertrauen habe. Einige haben mir noch ihre Baarschaft in der letzten Lebensstunde eingehändigt, um sie mit der Todesnachricht der Wittve zu übersenden; Andere haben mit einem einfachen Ja geantwortet. Und wem läme es auch mehr zu, diesen letzten Feldpostbrief zu schreiben, wie gerade dem Lazarethpfarrer, da es hier nicht nur einfach zu benachrichtigen, sondern reichlich zu trösten und auf den Ueberwinder alles Todes, unseren Heiland Jesus Christus, hinzuweisen gibt? Aber ich besenne es offen, es ist mir das Schreiben dieser Briefe nicht nur eine traurige, sondern auch eine recht schwere Arbeit. Denn während ich einen solchen abfasse, eile ich ihm in Gedanken schon voraus, und vergegenwärtige mir den Augenblick seiner Ankunft und seines Empfangs. Schon der auf der Adresse als Absender genannte Lazarethpfarrer läßt nichts Gefreuliches ahnen und reicht hin, um den Brief mit klopfendem Herzen und zitternden Händen erblicken. Und nun die Gewißheit, die der entfaltete Brief bringt, mein Sohn, oder Vater, oder Gatte ist todt, ist wirklich todt, hier steht es schwarz auf weiß, um die und die Stunde gestorben, da und da in Feindesland begraben! Ach, welche Trauereränen mag mancher meiner Briefe schon verursacht haben. So tritt mir die Wirkung derselben vor die Seele, noch während ich sie schreibe, und läßt mich ernstlich fragen und prüfen: Hast du auch diese traurige Mittheilung in der mildesten Form gegeben, es an Trost nicht fehlen lassen und nichts vergessen, von allem dem, was die Angehörigen von den letzten Augenblicken des Verstorbenen gewiß gerne wissen möchten? Sie begreifen, daß diese Briefe keine ersquidende Arbeit für den Lazarethpfarrer sind.

Ich könnte Ihnen noch manche Beispiele anführen, wie ich mir die Feldpost bei meiner jetzigen Thätigkeit mit Nutzen dienstbar mache, aber es mag genug sein. — Eins erlauben Sie mir noch zu erwähnen, daß nämlich auch manche meiner Herren Amtsbrüder in der Heimath es gar trefflich verstanden haben, die Feldpost zur Gehülfin und Vermittlerin treuer Seelsorge im Felde zu machen. In den Lazarethen hat mir schon mancher Verwundete den Brief seines Pfarrers gezeigt, über den ich mich von ganzem Herzen freuen konnte, weil es eine Stimme aus der Heimath war, welche in völligem Einklang mit mir dem Einzelnen ganz dasselbe bezeugte, was ich allen meinen Kranken an's Herz zu legen mir stets angelegen sein lasse: Kein Heil außer in Christo Jesu. Ich würde es als eine sehr erwünschte Mitarbeit begrüßen, könnte ich noch recht viele Spuren solcher treuer Hirtenliebe, die den kranken Schäfchen auch bis in die Lazarethe im Feindesland nachzugehen versteht, in unseren Krankensälen entdecken.

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Schuster.

### Correspondenzen.

Vom Redak. 25. Januar. Die Leser des Kirchen- und Volksblattes sind gewiß dem Herrn Pfarrer Schuster zu Dank verpflichtet für die lebendigen Schilderungen, die er über seine Thätigkeit auf dem Kampfsplatz und in den Lazarethen uns gegeben hat. Es sind dies die einzigen uns bekannten Berichte über geistliche Amtswirkksamkeit von evangelischer Seite aus Baden — und diese nicht bei einem badischen, sondern bei einem preussischen Armeecorps! — und wenn auch je und je in den Blättern des Frauenvereins kurze Notizen aufgenommen wurden, so konnte dadurch das berechtignte kirchliche Verlangen nicht befriedigt werden, ob auch in jeder Beziehung für die geistlichen Bedürfnisse unserer Soldaten gesorgt sei. Unsere Oberkirchenbehörde hat schon vor längerer Zeit sich vernommen lassen über die Schritte, die sie bei der Militärbehörde gethan habe, seelsorgerliche Kräfte ihr zur Verfügung zu stellen. Da darauf erwiedert wurde, daß im Augenblick kein Bedürfnis vorhanden sei, so konnte man daraus schließen, daß ausreichend auch in dieser Hinsicht gesorgt sei.

Dieses scheint leider! nicht der Fall zu sein, so daß zu befürchten sein wird, unsere Soldaten werden sich mehr und mehr aller kirchlichen Sitte entfremdet haben, um so mehr, als leider gerade die Sonntage oft zu Gefechten bestimmt werden mußten. Wir hörten wenigstens dieser Tage von einem Soldaten, der wegen Erkrankung zurückkehrte, daß er seit Anfang des Krieges keinem evang. Gottesdienst habe anwohnen können, während die Katholiken überall hierzu Gelegenheit finden und nach der Form ihres Kultus doch, ohne die Sprache zu verstehen, an den wichtigsten gottesdienstlichen Handlungen zu ihrer Erbauung Theil nehmen können. Erst in letzter Zeit, nach den blutigen Gefechten bei Belfort, habe in der Nähe von Billersfeld ein preussischer Feldgeistlicher im Freien einen Gottesdienst gehalten, zu dem sich trotz Kälte und Schnee Alles hinzugeedrängt habe, sogar die Kranken hätten demselben, so weit sie es vermochten, angewohnt und man habe so recht das Bedürfnis gefühlt, auch wieder einmal etwas von geistlicher Speise genießen zu dürfen.

Möchte man nur auch außer der frommen preussischen Kriegszucht das gelernt haben, wie dem Soldaten besonders in Feindesland nicht

etwa nur in Spitalen in der Nähe des Todes, sondern auch im Lager und in den Städten, wo es ihm an evangelischer Glaubenspflege fehlt, das bessere Theil fehlen müßte, wenn er nur ganz allein auf die blutige Kriegsarbeit angewiesen wäre. Daß wir hierin von unseren Meistern im Kriegswesen gleichfalls noch Manches lernen könnten, wird scheint nach diesen Erfahrungen festzustellen.

### Aus dem Kriege.

Wir sind in den Stand gesetzt, aus Aufzeichnungen und Briefen eines unserer tapferen Krieger seine Erlebnisse in der Schlacht bei Wörth mittheilen zu können. Es sollen die einfachen, ungekünstelten Worte des treuherzigen Schlessers so viel als möglich unverändert wiedergegeben werden.

#### Die Schlacht bei Wörth den 6. August.

Das 5. Armeekorps lag am 5. August vor der Stadt Wörth im Bivoual. Die Nacht vom 5. zum 6. August war eine schreckliche; Jeder wünschte, daß es bald Tag würde, denn der Regen floß in Strömen nieder und Jeder war naß bis auf die Haut. Selbst in die Stiefel lief uns das Wasser. Unser Bataillon lag auf einem weichen Acker, ohne Stroh. Wir waren sehr ermüdet, denn wir hatten den vergangenen Tag einen strengen Marsch gemacht. Jeder wollte schlafen, aber wozu? Ueberall lief das Wasser. Vielen suchten unter den dicken Rußbäumen einigen Schutz; Einer lehnte an einem Baum und schlummerte; Viele waren bei dem Kochherd, um sich an dem Feuer zu wärmen, aber der Regen ließ das Feuer nicht aufkommen und an ein Kochen war Abends und früh nicht zu denken. — Endlich war die Uhr 4; der Tag fing an und wir hörten ein heftiges Gewehrfeuer. Es waren die Vorposten, das 37. Regiment. Da wurde auch in unserem Lager aufgepackt; wir machten uns zum Abmarsch fertig, aber das Gefecht legte sich später wieder. — Es war gegen 7 Uhr, so hieß es: „Reckgeschwüre abschneiden und toden.“ — Aber wie? — Der Regen ließ durchaus kein Feuer aufkommen. So blieben wir liegen bis gegen 9 Uhr, dann hieß es auf einmal: „Ge-päck umhängen!“ — „An die Gewehre!“ — und nun ging's auf Wörth los.

Eine halbe Stunde vor Wörth begrüßten uns schon die feindlichen Granaten. Auf dem Berge vor Wörth machte unser Bataillon halt, erst nach der Mitte in Colonne; da aber das Granatenfeuer zu heftig wurde, so ließ der Commandeur die Colonne auflösen, damit die Granaten nicht so viel Schaden machten. In diesem heftigen Granatenfeuer lagen wir eine Stunde; doch hatten wir noch wenig Schaden von den Granaten. Die meisten plagten in der Luft und die andern gingen über uns weg; eine schlug in die 6. Comp. von unserem Bataillon, es wurde aber bloß ein Mann leicht verwundet. — Von unserem Berge aus sahen wir, daß hinter Wörth schon viele Gebäude in Brand geschossen waren. — Wir zogen auf die Straße und jetzt ging es im Laufschrift in die Stadt hinein, denn sie war schon erobert. Aber als wir in die Stadt kamen, wie war ich da so matt! Ich legte meinen Tornister ab und behielt bloß den Mantel. Jetzt sprengte der Herr Generalmajor von R. an uns vorüber und rief: „Heute kommandire ich euch im Feuer!“ und unser Compagnieführer sagte: „Kinder, faßt Muth! jetzt kommen wir in's Feuer.“

Und mutzig ging's vorwärts; die Uhr konnte halb 3 sein. Vor der Stadt mußten wir wieder einen Berg hinauf; an diesem Berge lagen sehr viele Todte und Verwundete. — Ehe wir oben waren, hieß es: „Der Schützenzug schwärmen.“ Dabei war auch ich und hatte (als Unteroffizier) die zweite Gruppe vom linken Flügel. Immer heftiger kamen wir in's Feuer, aber wir sahen die Franzosen nicht, denn sie hatten sich in die Weinberge versteckt und es war schwer, sie heraus zu treiben. Da gingen wir mit dem Bojonett darauf; auch dieses wollte zum erstenmal nicht gelingen und wir mußten uns zurückziehen. Da kamen wir zum zweitenmal und wurden wieder zurückgeschlagen. Und als wir zum drittenmal vorgingen, bekamen wir ein so heftiges Gewehrfeuer, daß die Augen flogen, wie die Erbsen, wobei ich auch meinen Schuß in den Oberarm bekam. Mir wurde etwas warm und ich fiel. Ich lästete meinen Körper und schnalzte das Lederzeug ab, aber die Wunde blutete sehr und ich ward schwach. Da nahm ich meine Brieftasche heraus und schrieb ein paar Abschiedsworte an meine Eltern. — Unterdessen mußten wir uns nochmals zurückziehen; ich dachte bei mir selbst: „Sollst du jetzt in die Hände der gefährlichen Turkos fallen!“ Denn wenn ein Preuße noch ein Hünchsen Leben in sich zeigte, so wünschten sie es ihm auf eine schreckliche Weise vollends aus. Darum machte ich mich mit großen Schmerzen auf und ging langsam mit zurück. Wie ich etwa 200 Schritt zurück gegangen war, bekam ich den zweiten Schuß in die Kniekehle. Ich fiel sofort hin und mußte ruhig bleiben, denn diese Wunde war gefährlicher und blutete mehr, als die erste.

So weit die Aufzeichnungen unseres Freundes; seinen mündlichen Mittheilungen zu Folge drangen die Preußen zum viertenmale vor, so daß er doch nicht in die Hände der gefährlichen Turkos fallen mußte. — Weiteres erfahren wir aus dem Concepte eines Briefes an seine Eltern: „Liebe Eltern!“ schreibt er, „als ich Euch die Karte auf dem Schlachtfelde schrieb, meinte ich, jetzt sei meine letzte Stunde gekommen, denn ich war sehr sehr schwach geworden; aber Gottlob, ich lebe noch. Ich mußte bis zum 7. August Mittags auf dem Schlachtfeld zwischen Wörth und Elshausen liegen. Am 8. und 9. August lag ich im Feldlazareth unter freiem Himmel in Sonne und Regen; am 10. wurden wir nach Sulz gebracht und auf der Bahn nach R. in das Lazareth geführt. — Es war eine sehr heiße Schlacht, schreibt er in einem anderen Brief, und für uns sehr schwierig, denn wir mußten einen hohen Berg hinauf und die Franzosen hatten sich verschauzt. Mehrmals wurden wir zurückgedrängt, aber der Sieg blieb in unseren Händen. Mag unser Blut geflossen sein, so war doch wenigstens der Sieg errungen; aber schrecklich viele Menschen hat es da gekostet.“

„Liebe Eltern, grämt Euch nicht, denn meine größte Hoffnung ist jetzt, Euch noch einmal gesund anzutreffen; die Wunden sind nicht mehr gefährlich. — Leset Euch in meinem Soldatengefangbuch die beiden Lieder 135 und 140. Dieses sind meine Trostlieder. Mit innigster Liebe und Hochachtung verbleibe ich Euer Euch liebender Sohn.“

Gewiß wollen die Leser dieser rührenden Zeilen gerne wissen, welches denn die beiden Trostlieder des armen Verwundeten waren, die er sich schon in den langen bangen Stunden gesucht hat, die er auf dem Schlachtfelde liegen mußte. Wir haben sie uns aus dem „Kirchenbuch für das Königl. Preuß. Kriegsbeer“ herausgeschrieben und theilen sie hier mit:

135.

Bewährter Arzt der kranken Seelen,  
Ich bin gesund und krank nur Dein;  
Du willst mich allein befehlen,  
Du sollst mein Arzt und Bester sein!  
Die Krankheit muß mir Heilkräft geben,  
Ja, Noth und Tod ist lauter Leben,  
Wenn nur in Dir mein Glaube lebt.  
Was noch so schädlich mir geschienen,  
Das muß mir doch zum Besten dienen,  
Da mir Dein Tod im Herzen schwebt.

Ich halt' es mir für Liebeszeichen,  
Was Du mir aufgelegt hast;  
Läß mich nur Deinen Jock erreichen  
Und segne diese Liebeslast.  
Dass sie noch mehr das Fleisch erbrüde,  
Der Geist hingegen sich erquide  
Und in der Heilung weiter geh!  
Denn ich will doch auf dieser Erden  
Noch immer mehr geläutert werden,  
Bis ich wie reines Gold besteh'.

Gib mir Geduld bei meinen Schmerzen,  
Und läßt der Schmerz den Schlaf nicht zu,  
So gib doch stets dem armen Herzen  
In Deinen Wunden Fried' und Ruh!  
Nicht Dir gelassen zu ergeben,  
Es geh' zum Sterben oder Leben  
Läß mir Dein Blut mein Labial sein,  
Und halte mich zu allen Stunden  
In Dir bereit und rein erlunden;  
So bin und bleib' ich ewig Dein.

Ich habe wohl sehr viel verbrochen,  
Aur tausend weiß ich nicht ein Wort,  
Doch Du hast Gnade mir versprochen,  
Du bist allein der sich're Ort,  
Wohin die größten Sünder eilen;  
Du willst von ihrem Schmerz sie heilen  
Und deckst alle Schulden zu.  
Die sich nur selber richten können  
Und gläubig Dich den Heiland nennen,  
Erlangen Gnade, Hilf' und Ruh'.

Ich sehe nichts, als lauter Sünde,  
Nichts Gutes, kein Verdienst an mir;  
Doch wie ich reuig dies empfinde,  
So bin ich auch gerecht in Dir.  
Ich sterb' auf Dein Verdienst und Leiden,  
Das soll mich um und um belieiden,  
In dem will ich zum Vater geh'n;  
Ich will mit Deinem Blute prangen,  
An Deiner Gnad' allein nur hangen  
Und freudig vor dem Richter steh'n.

140.

In Deinen Füßen liege ich  
Mein Jesu, blide doch auf mich!  
Du bist der Arzt und Wundermann,  
Der allezeit erretten kann;  
Dram bin ich gleich von Hilfe los,  
Leg' ich mich doch in Deinen Schoos.

Mein Trost und meines Herzens Heil,  
O, mache meine Seele heil!  
Bespreng mich mit Deinem Blut  
Und mach' all' meine Sünden gut,  
Und gib mir nach vergeb'ner Schuld  
Bei meiner Schwachheit auch Geduld.

Berühre mich mit Deiner Hand,  
Die so viel Böses abgewandt.  
Dein Leib mich speise, da ich krank,  
Dein Blut sei meiner Seele Trank.  
Ich will, wie Lazarus, allein,  
Auch wenn ich krank, der Deine sein.

Wenn's meiner Seele selig ist,  
So heile mich, Herr Jesu Christ!  
Soll Sterben aber besser sein,  
Wohl mir, auf Jesum schlaf' ich ein!  
Nach' Du es, Jesu, durch Dein Blut  
Mit mir an Leib und Seele gut.

Die „größte Hoffnung“ des guten Sohnes, seine hochbetagten Eltern, deren einzige Stütze er gewesen ist, noch einmal gesund anzutreffen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Der Tod hat ihn, wie so manchen seiner treuen Waffenbrüder, erst nach einigen Wochen noch weggerafft. Er hat noch die Nachrichten von den herrlichen Siegen der Deutschen bei Metz und von den wunderbaren Ereignissen bei Sedan erfahren und hat von ganzem Herzen Theil genommen an der Freude über die großen Thaten Gottes mit unserem Volke und an dem Danke, der an jenem Abend, da von Tausenden im großen deutschen Vaterlande Freuden- und Danklieder angestimmt wurden, auch in seinem Krankensaale dem Herrn dargebracht wurde (mit Lesen des Liedes: „Nun danket Alle Gott“, Ps. 67 und Gebet). Folgenden Tages schon hatte der schwer Leidende das Bewußtsein verloren und in der kommenden Nacht (vom 4. bis 5. September) wurde er von seinen Schmerzen erlöst. Möge der Herr erhört haben, was er in einem seiner Trostlieder bittet:

O, mache meine Seele heil,  
Bespreng mich mit Deinem Blut  
Und mach' all' meine Sünden gut.

Möge Er ihn in Gnaden aufgenommen haben in Sein Reich!

Ans der Bücherwelt.

Was für Gedanken durch die gegenwärtigen kriegerischen Ereignisse offenbar geworden sind. Ein Vortrag von einem schweizerischen protest. Pfarrer. Zürich. Karl Meyer. 1871. 52 S. Preis 27 kr. Je schmerzlicher und so viele Stimmen aus der Schweiz in ihrer Beurteilung des deutsch-französischen Krieges berühren, um so wohlthuernder mühet uns die vorliegende an, welche in Wahrheit auf einer höheren Warte als auf der Finne der Partei steht und im christlichen Sinne neutral ist. Der Vortrag gibt 1) eine sittliche Beurteilung des Krieges überhaupt, 2) die religiöse Betrachtung desselben, 3) bespricht er die Sympathien und Antipathien, und 4) die Nationalität und Humanität. Nur einen Beweis, wie besonnen der Verfasser zu urtheilen versteht, wollen wir aus dem dritten Theil geben, wenn er sagt: „Ganz natürlich und berechtigt ist die Sympathie der schweizerischen Republikaner mit andern Republikanern. Aber die bloße äußere Staatsform, ja der bloße Klang des Wortes Republik sollte für einen echten Republikaner doch nicht allein entscheidend sein, so daß er nicht auch nach den sittlichen und geistigen Bedingungen eines wahren republikanischen Lebens fragt.“ — „Es gibt nicht nur einen monarchischen und einen aristokratischen, sondern auch einen demokratischen Despotismus.“ — „Trotz dem Mangel an politischer Freiheit (?) aber in Preußen und Deutschland überhaupt herrscht und wächst da die Bildung und zwar auch mit der Tendenz der Ausbreitung. Mit dieser aber muß die wahre Freiheit kommen und kann sie allein bestehen.“ Wir wünschen, daß die vielen gefunden Gedanken dieses Neutralen in der Schweiz und auch bei uns Eingang finden mögen.

Kriegs-Klänge für das Vaterland gegen den Erbfeind. Herausgegeben von Karl Mann. Karlsruhe. Friedrich Gutsch. 1871. 39 S. Preis 15 Kreuzer. Aus warmfühlendem Herzen für des Vaterlandes Kämpfe und Siege, durchweht von dem Hauche christlicher Frömmigkeit, führen diese dichterischen Ergüsse die Hauptereignisse des großen Krieges an uns vorüber und werden dadurch Manchem eine liebe Erinnerung bleiben. Auch das Titelbild vom Verfasser ausgeführt macht das Buchlein für ein Geschenk geeignet. Das „Gebet für Deutschland“, S. 6, fand in unserem Blatte Nr. 31 voriges Jahr. Der Verfasser, der mit seinem vaterlandsliebenden Herzen so gerne auch an den Kämpfern Theil genommen hätte, wenn des Leibes Gesundheit dies gestattet hätte, möchte mit dieser Gabe, deren Reinertrag dem Invalidenfond „Nationalbank“ zufließen soll, seine Liebe und Theilnahme für die Freuden und Schmerzen dieses Krieges werthtätig beweisen. Möge seine gute Absicht von Erfolg gekrönt werden.

Clemens Brentano. Aus der Chronika eines fahrenden Schülers. Berlin. Paul Gerhard Heinersdorff. 160. 76 S. Preis sauber gebunden 12 1/2 Sgr. Aus dem reichen „Wunderhorn“ des Dichters ist diese Gabe ein nachgelassenes Bruchstück. Der Leser bedauert gewiß, daß es nur ein Bruchstück ist, wenn ihn auch die Verlagsbandlung tröstet, daß bei einer neuen Ausgabe der Schluß der Erzählung aus der Feder eines bekannten, dazu besonders befähigten Schriftstellers gegeben werden soll. Ein fahrender Schüler, Sohn eines armen Ritters aus dem 14. Jahrhundert, erzählt sein Glück durch die Aufnahme im Hause des Ritters Belkin in Straßburg. Der ehrfurchterweckende Eindruck, den der Münsterthurm auf ihn macht im Unterschied von dem Anblick von hohen Bäumen u. s. w. S. 11 ff. gehört zu dem Sinnigsten, was wir gelesen. Tiefempfunden, mit schönen Volksliedern durchweht ist die Erzählung seiner frühesten Kindheit, der Erinnerung an seine Mutter und deren eigenen Kindheit. Der fromme Sinn ist vorreformatorisch, christkatholisch warm und kindlich.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Friedrich Gutsch.

Mittwoch den 15. Februar Nachmittags 2 Uhr Sitzung der Direction des Vereins für äußere Mission; Haus Rein.

Der Vorstand.

In den hiesigen Lazarethen und Baracken befinden sich viele verwundete Soldaten, welche gern Schriften lesen möchten, die ihnen zur Belehrung und Unterhaltung dienen und ihrem Geist und Herz Nahrung geben. Traktate und Schriften geschichtlichen Inhalts sind ihnen am liebsten. Wenn es Freude macht, das Verlangen dieser Unglücklichen zu befriedigen, möge derartige Schriften bald bei Herrn Kaufmann v. Rein (Zähringerstraße) oder bei Unterzeichnetem (Nowak's Anlage) abgeben. Karlsruhe, 9. Februar. G. Stern.

Das Comité der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft hat aus eigenem Antriebe beschlossen, den Wittwen aller gefallenen Soldaten zum Andenken an ihre Männer ein Exemplar des Neuen Testaments in großem Druck zu schenken und auf Veranlassung des Vereins für innere Mission der Provinz Sachsen bewilligt, in gleicher Weise auch den Eltern der gebliebenen Soldaten ein Testament zum Andenken an ihre Söhne zu übermachen. Es ist nun der Wunsch des Direktors der Bibel-Anstalten der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft für Deutschland, Elsaß und die Schweiz, Rev. Chev. Palmer Davies, daß die Ueberreichung dieses Andenkens so viel wie möglich durch die Seelsorger der Hinterbliebenen geschehe und bittet derselbe daher alle Herren Pastoren und Seelsorger in ganz Deutschland sich an ihn, Berlin, Wilhelmstraße 33, direkt, oder an die Depots zu Köln, Mauritiusplatz 5 und zu Frankfurt a./M., Neue-Mainzer Straße 24 zu diesem Behufe wenden zu wollen.

Indem der Unterzeichnete dieses dankenswerthe Anerbieten im Auftrage des Hrn. Rev. Palmer Davies bekannt macht, bittet er zugleich die verehrl. Redaktionen anderer kirchlicher Blätter, diese Bekanntmachung in die Spalten ihrer Blätter aufzunehmen. Karlsruhe, den 31. Januar 1871.

K. Zimmermann, Stadtspf.